Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 12

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634997

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 12 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 20. März 1937

Unterwegs*)

Von Peter Bratschi

Tausend Straßen leuchten
Wimpelreich und locken.
Zielverborgnen Wunders
Klingen ferne Glocken.

Endlos durch die Weiten,
Licht- und glutumflossen,
Schreiten meines bunten
Tages Werkgenossen.

Jeder trägt sein Sehnen,
Jeder seine Garbe,
Jeder schleppt sein Wehe,
Jeder Mal und Narbe.

Jeder tieft und gründet
Nach des Brunnens Spende,
Jeder sucht der Straße
Glückverheißend Ende.

Alle sind wir Sucher,
Hegen eine Liebe,
Wachend, daß der Seele
Kleinod heilig bliebe.

Alle sind wir Pilger,
Ohne Rast und Ruh.
Jeder zieht den Sternen
Seiner Heimat zu.

*) Aus „Sag ja zu deinem Tag!“ Gedichte. Siehe Buchbesprechung unter „Neuerscheinungen“

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER 12

Endlich war es im Hause ruhig geworden. Hie und da guckte eine weiße Gestalt aus irgendeiner Türe, flüsterte etwas, oder stellte staubige Schuhe vor die Schwelle, oder legte geheimnisvoll den Finger auf die Lippen. Oder es blitzte ein gellender Pfiff durch den langen Gang. Zuletzt aber wurde endlich das Schweigen Meister.

Jo besah sich, schon sehr schläfrig, noch schnell im Spiegel, um dem neuen Pyjama die Ehre zu erweisen, als es leise an die Türe klopfte und May hereinkam.

„Ich bin's“, flüsterte sie. Sie war noch vollständig angezogen.

„Bist du krank, May?“ fragte Jo erschrocken.

„Krank nicht. Aber ich muß mit dir reden. Ich halte es nicht aus, zu keinem Menschen reden zu können ... ich halte es nicht aus ... und morgen sind ja die andern alle wieder da.“ Sie warf sich Jo an den Hals.

„Gelt, du hilfst mir? Gib mir dein Ehrenwort, daß du zu keinem Menschen von dem sprichst, war ich dir sagen werde.“

„Ist es etwas Schlimmes?“ fragte Jo.

„Nein“, sagte May.

„So will ich dir mein Wort geben.“

„Es ist ein Glück, Jo, ein Glück für mich. Aber vielleicht ... vielleicht ist auch etwas Schlimmes dabei.“ Jo fragte nichts. May sah so merkwürdig aus, so aufgeregt, sie, die nie gewußt hatte, was Nerven sind. Die Lippen waren sehr rot, und Jo sah, daß sie geschminkt waren, was Perkeo und Claudia Jo streng verboten hatten. May war auch viel sorgfältiger gekleidet, hatte keine Flecke mehr, und es hingen keine halbangenähten Druckknöpfe an einem Faden, und was sonst etwa die sorglose May ohne Bedenken an sich gelitten hatte.

„Was ist denn“, sagte Jorinde ängstlich. „Red' doch. Gelt du bist verliebt?“

„Kann man das sehen?“ fragte May.

„Ich sehe es, weil du anders bist als sonst. Und was kann's denn anders sein?“ May zog Jo auf das geblümte, altmodische Sofa.

„Ja, ja, ich bin verliebt. Aber nicht so, wie ihr alle es oft seid, so wie ein durchsichtiges Bächlein mit Blumen darum herum. Mir ist die Liebe wie ein wilder Fluß, wie ein Wildbach, und er reißt mich mit sich ...

„Ach, May, du und ein wilder Strom ... du, die schlafen lieber hatte als alles andere ... du bist höchstens wie ein Teich ....“

„Schlief ich, so schlafe ich nicht mehr. Ich denke nur an ihn.“

„Mein Gott, wer ist es denn, doch nicht unser Aeltester?“ Laut lachte May, fast mit ihrem alten Lachen.

„Der Aelteste, das Büblein? Oh, ein herrlicher Mann ist er, mein Engelbrecht, das sagen alle. Sehr schön, weißt du,

so, daß man nicht anders kann, man muß ihn lieben. Weißt du, wie eine Tanne schlank."

„May, zitiere jetzt nicht. Das Getue steht dir gar nicht. Rede doch wie immer."

„Getue? Du wirst schon sehen, ob das ein Getue ist."

„Wer ist es?"

„Du kennst ihn längst: Unser Tennismeister."

„May! Das ist nicht möglich." May fuhr auf.

„Warum nicht? Bin ich nicht hübsch genug für ihn? Oder hast du ein Vorurteil gegen ihn, weil er Tennislehrer ist und nicht Bankier oder Arzt oder so?"

„Ach, May, kennst du denn den Kargetzy nicht? Der hatte doch jeden Monat eine andere Freundin. Und er hat Schulden gemacht, das habe ich von meinem Onkel gehört. Bei allen möglichen Leuten, und er spiele, sagen sie."

„Jetzt schwatzest du auch so, und glaubst den Unsinn. Und ich dachte, ich könnte dir alles sagen, und du würdest mir helfen. Jetzt bist du so."

„Ich bin nicht so. Aber das ist eine so ernste Sache, und mir gefällt der Kargetzy nicht... er hat mir von Anfang an nicht gefallen."

„Vielleicht weil er dir nicht den Hof gemacht hat", schrie May böse. Jo setzte sich gerade.

„Weißt du May, das ist dumm. Ich brauche den Kargetzy nicht, ich habe doch die Jungens und habe den..." Da hielt sie an. Was ging das May an, oder Andrea oder Sus, wen sie noch hatte? May lachte.

„Die Jungens! Ich bitte dich. Aber Engelbrecht und ich sind verlobt."

„Wissen es deine Eltern?"

„Ja, ich habe es ihnen gesagt. Sie wollen nichts von Engelbrecht wissen. Sie hätten Erkundigungen eingezogen — du kannst dir denken, wie die lauteten in unserer griesgrämigen Stadt. Ein paar kleine Schulden hat er, im Hotel, das ist alles. Er hat es mir selbst gesagt."

„Und weiter?"

„Das eben wollte ich dir erzählen, und da mußt du mir helfen. Engelbrecht hat große Aussichten: Tennismeister in Nizza im Winter und in Neapel im Sommer. Und ist er einmal so im Zentrum, so ist er gesichert, ein gemachter Mann."

„Und weiter", forschte Jo. „Die Eltern wollen also ihre Einwilligung nicht geben?"

„Nein. Und ich bin noch nicht achtzehn. Engelbrecht und ich wollen fliehen."

„Schwatz nicht so romantisch. Was wollt ihr, fliehen?".

„Gar nicht romantisch. Tatsache. Wir haben an alles gedacht. Am zwölften Juli reisen meine Eltern nach dem Norden. Ich soll in eine welsche Pension und mit in die Ferien fahren, irgendwo auf einen Berg. Teils um gute Luft zu haben, teils um wieder französisch zu lernen, und teils, um Engelbrecht aus den Augen zu kommen. Und da setzt meine Bitte ein: Ich führte die ganze Korrespondenz mit der Pension, und kann den Zeitpunkt von Ankunft und Abreise nach Wunsch wählen. Erst soll ich aber eine Tante besuchen."

„Aber was soll das alles? Was willst du eigentlich?

„Statt zu der Tante zu reisen am gleichen Tage wie meine Eltern, reise ich mit Engelbrecht nach Neapel. Du sollst der Tante schreiben, daß ich erst in drei Tagen kommen könne, weil ich verhindert worden sei. Wenn die Eltern erfahren werden, daß ich gar nicht gekommen bin, sind wir über alle Berge, und es wird nichts mehr der Tatsache im Wege stehen, daß meine Eltern ihre Einwilligung geben müssen."

„May, das ist ja entsetzlich, was du da tun willst."

„Jo, du weißt ganz gut, daß viele unserer Klassengenossinnen mit Freunden gereist sind. Was war dabei?"

„Das ist eine andere Sache, wir reisen ja auch zusammen, die Jungens und wir. Aber du willst deine Eltern betrügen. Und das kann man gar nicht mehr gut machen."

„Das ist lächerlich. Die Eltern brauchen nur ja zu sagen." May weinte. „Ich habe geglaubt, du werdest mir helfen. Es ist mir schwer genug. Und ohne Engelbrecht kann ich nicht mehr leben, und er nicht ohne mich."

„Aber ich kann doch nicht helfen. Das muß ich doch... ich muß es doch deiner Mama sagen..." May sprang auf.

„Du hast mir dein Wort gegeben — dein richtiges Wort — daß du niemand sagen wirst, was ich dir anvertraue. Und ich will gar nichts als heiraten. Ich will ja, was alle wollen. Was kann ich dafür, daß meine Eltern einen reichen Mann wollen für mich? Und daß ich ihre einzige Tochter bin? Sie sind ja reich, sie können ja Engelbrecht und mir Geld geben. Sie werden dann sehen, wie glücklich ich sein werde."

„May, du wirst nicht glücklich. Du darfst das nicht tun. Soll ich zu deinen Eltern fahren...?"

„Das hat keinen Sinn. Es ist auch schon alles abgemacht zwischen uns. Am zwölften Juli fahren meine Eltern mit dem Frühzug nach Schweden und mit dem Elf-Uhr-dreißig-Zug fahren wir nach Neapel. Einen Koffer mit alten Sachen schicken wir zu der Tante, du schreibst, daß ich drei Tage später kommen werde. Unsere Terese begleitet mich auf die Bahn, das Billet nehme ich vorher, und steige ein. Engelbrecht steigt bei der nächsten Station ein, und wir fahren zusammen weiter."

„May", sagte Jorinde. „Ich schreibe den Brief an deine Tante nicht. Und ich werde deiner Mutter schreiben." Wütend und weinend packte May Jo an der Schulter.

„Wir nehmen uns das Leben", schrie May. „Verrätst du mich, so töte ich mich." Ihre Aufregung war so groß, daß Jo ihr glaubte, und sich zuletzt fragte, was sie in dieser unglaublichen Angelegenheit tun könne.

„May, bist du sicher, daß Kargetzy dich richtig liebt?"

„Sicher? Wenn ich nicht sicher wäre... Jo, du hilfst mir? Du wirst mir helfen. Ich muß mich doch auf jemand verlassen können. Ich muß doch jemand haben, der alles weiß."

„Ich weiß es nicht, ich kann es nicht wissen, ich muß darüber nachdenken. Ich weiß es nicht und kann es nicht versprechen. Es ist so schrecklich. Ich bin so müde, es ist ein Uhr in der Nacht."

„Ein Uhr nachts", höhnte May. „Schlafen ist ihr nun das Wichtigste."

„Ich kann gar nicht mehr denken... ich fühle nur, daß das furchtbar ist."

„Gute Nacht", sagte May in Zorn und Enttäuschung. „Ich schreibe noch an Engelbrecht. Was verstehst du überhaupt von Liebe? Du bist ja ein Kind."

„Von Liebe verstehe ich gar nichts. Aber sonst verstehe ich schon vieles. Daß du in großer Gefahr bist, das verstehe ich."

„Wir leben nicht mehr in der Zeit der prüden Jungfern", höhnte May.

„Bin ich prüde gewesen? Aber was du tun willst, grenzt ja an einen Räuberroman." May lief hinaus und schlug die Türe so hart zu, daß die Glocke auf dem Flur leise erklang.

Jo fielen vor Schlaf und Aufregung beinahe die Augen zu. Sie warf sich auf ihr Bett, schloß die Augen und verjagte jeden Gedanken, der sie am Einschlafen hätte hindern können.

*

Mit einem halb gegähnten und halb gesungenen Jauchzer erwachte der Aelteste, sprang auf seine Füße und lobte Gott

durch ein laut zum Fenster hinaus geschmettertes Lied, um des herrlichen Tages willen.

Verschlafen, mit heftigem Kopfweh, kugelt sich May wieder zusammen, um so lange als möglich nicht aufwachen zu müssen, denn Jos Widerstand und Worte hatten sie erschreckt und erzürnt. Jo wachte mit schwerem Herzen auf, so bedrückt, wie sie sich nicht erinnern konnte, es je gewesen zu sein. Sie hielt Geräusche von außen durch ihre Bettdecke ab und schloß die Augen wieder so fest, daß ihre Wimpern das schöne Rot ihrer Wangen beschatteten. Hinter diesem Vorhang versteckte sie ihre schweren Gedanken. Sie wußte, es mußte etwas geschehen. Sie mußte irgendwie handeln. Warum gerade ich, fragte sie sich. Warum soll ich mich in diese Sache mischen? Mays Eltern wissen ja, wie es um sie steht, können nicht sie sich ängstigen und dafür sorgen, daß nichts Schlimmes geschieht? Aber wie sollen sie auf den Gedanken kommen, daß ihre Tochter sie betrügen will? Jo ächzte.

„Was ist los?" fragte Andrea. Jo antwortete nicht. Es muß etwas geschehen, dachte sie wieder. Das Wie muß gefunden werden. Ich weiß von der Sache, und ich muß mich wehren für May. Soll ich an Mama schreiben. Oder an Perkeo? Der regt sich weniger auf als mein Herzliebes. Dieser Gedanke war erlösend. Papa würde einen Ausweg finden. Aber sie durfte ja niemandem etwas sagen. May hatte ja ihr Ehrenwort, zu schweigen verlangt. Und hatte gedroht, sich umzubringen. Es ist empörend, dachte Jo. Man wirft einer Freundin einfach ein solches Geheimnis in den Schoß, wie Ehrenwort und Selbstmord und Entführung, und was sonst noch dazu gehört. Und daß das keine rechte Liebe von dem Engelbrecht ist, das liegt doch auf der Hand. May in eine solche Verderbnis zu führen! Gut zehn Jahre ist er älter als sie, ach, fünfzehn Jahre, der weiß, was auf May wartet. Sie bohrte den Kopf in ihr Kissen, und heiße Tränen liefen über ihre runden Wangen.

Beim Frühstück war Jorinde still, May aber voll Uebermut. Doch redete sie Jo nicht an. Tat, als sei nichts Wichtiges zwischen ihnen erörtert worden, aß, trank, erzählte, lachte, aber Jo ließ sich nicht täuschen.

Eine Stunde später suchte May Jo in ihrem Zimmer auf.

„Jo, keinem Menschen sagst du ein Wort von allem. Keinem Menschen, ich habe dein Versprechen."

„May, ich will mein Wort brechen. Du darfst das nicht tun. Ich schreibe an meinen Vater ..."

„Jo", schrie May, „wenn du deinem Vater schreibst ..., wenn du uns hinderst ... auf dein Gewissen kommt dann mein Tod." Jo wurde blaß.

„May, ich bitte dich, tue es nicht. Warte. Habe doch Geduld. Man kann noch viel tun, wir können dir helfen ... es fällt mir gewiß etwas ein ... ich ..."

„Es ist zu spät", sagte May. Jo starrte sie an.

„Zu spät? Nein, es gibt kein Zuspät, solange man lebt. Es ist immer noch Zeit genug, mein Gott, May, sei doch vernünftig, es ist ja noch gar nichts Böses geschehen. Erlaube doch, daß ich es meinem Vater schreibe. Er wird dir helfen, ich weiß es."

„Am zwölften fahren wir. Hinderst du mich, so lebe ich am dreizehnten nicht mehr." Mit ein paar Sätzen war sie aus der Türe. Jo glaubte an ihre Drohung. May war in Verzweiflung. Sie hatte ja jede Vernunft eingebüßt. Jo weinte heftig. Mit Kummer beladen ging sie hinunter zu den Kameraden. Es darf nicht sein, es darf nicht sein, ging es ihr nur immer durch den Sinn.

Singend, mit brausender Handharmonikabegleitung marschierte die kleine Gruppe davon. Zurückrufend, winkend, fröhlich, sorglos und laut. Keiner ahnte, daß unter ihnen ein junges Geschöpf sich mit Leidenschaft, Trotz und Angst herumschlug, und im Begriffe stand, seine Schiffe hinter sich zu verbrennen.

Ein Wiedersehen. Wichtige Briefe

Jorinde war nun wieder ins Pfarrhaus übergesiedelt. Anna-Maria hate sie freudig empfangen, wie sie es übrigens bei jedem Menschen tat. Jo brauchte nicht viel zu erzählen, Anna-Maria wuße schon alles. Alles, was man so von außen sieht und hört, und was der geschäftigste und findigste Detektiv, der Dorfklatsch, in wenig Stunden ermittelt hatte. Doch war nur eine Stimme des Lobes laut geworden. So frischer Jugend geht's immer gut. Jeder glaubt, sich selbst in den kraftvollen Burschen oder den begehrten Mädchen wiederzufinden, und gedenkt seiner eigenen Glückstage mit Freude und Sehnsucht.

Jo saß mit Pfarrer Koller in der schönen, altmodischen Wohnstube auf den grünen Repsfesseln, die acht kleinen Aquarelle in breiten, goldenen Rahmen gegenüber. Ein Maler, Fuchs, hatte sie gemacht, das Portrait zu fünf Franken und sie hießen die Füchslein und waren lauter Brüder und Schwestern des Herrn Pfarrer. Der Maler hatte ihnen unermeßlich viel Raum über den Köpfen gelassen, und daher waren viele nur bis zur Taille zu sehen oder wenig darüber hinaus. Nur dem Jüngsten, dem Onkel August, hatte der Künstler noch ein Stück mehr des blauen Kleidchens gegönnt, denn der Maler war endlich beim letzten Bild zur Einsicht gekommen. Diese Bildchen waren eine Quelle der Freude und des Spottes für Jorinde. Heute saß sie still hinter dem Tisch, während der Herr Pfarrer die lange Pfeife rauchte, die ihm seine Schwester nicht abgewöhnen konnte. Jo dachte angestrengt darüber nach, wie sie es anstellen könne, um zu erfahren, ob ein Entführer gestraft werde, und bis zu welchem Alter das Gesetz ein Mädchen schütze, so, daß der Entführer verhaftet werden könnte. Das mußte sie durchaus wissen. Sie führte das Gespräch wie an einem Faden dahin, wo sie es haben wollte, fing bei den Sitten des Mittelalters an und endete bei Gangsters und Kinderentführungen und Mädchenraub.

„Selbstverständlich wird der Entführer gestraft, auch wenn das Mädchen mit der Entführung einverstanden war, und Klage gestellt wird", sagte der Seelsorger. „Wenigstens bis zum achtzehnten Jahr. So ein Mann kann ja das ganze Leben eines Kindes oder eines jungen Mädchens verderben."

„Natürlich, denn das Mädchen weiß nicht, was sie tut", sagte Jorinde weise, belehrt von ihrem jüngsten Erlebnis.

„Nein, im tiefsten Sinne weiß sie es nicht. Was hat so ein Kind von den Tücken der Welt und der Menschen erfahren? Und dann: Ein Mann, der eine Entführung inszeniert — was ist das schon für einer!"

„Ja, und besonders einer wie der ..." Erschrocken hielt Jo inne.

„Was für einer? Kennen Sie ..., wissen Sie von einem bestimmten Fall?"

„Ich ... nein. Ich habe schon gelesen ..." Da läutete die Hausglocke. Schritte. Ein kurzes, starkes Klopfen — der Wanderer! Jo grüßte nicht, so erstaunt war sie. Der Wanderer! Der Wanderer von der Landstraße. Genau so wie damals sah er heute aus. Genau so, wie ... Der Pfarrer stellte vor.

„Wir kennen uns längst", sagte Jorinde. „Wir haben ja noch vor drei Tagen zusammen getanzt."

„Getanzt", fragte der Wanderer. Wieso? Auf der Landstraße sind wir zusammen gewandert, zwei Stunden lang, mehr, drei Stunden, die Kaffeepause nicht gerechnet. Und ich habe seither dreimal versucht, um an einem Ihrer Märchen-

abende oder -Nachmittage teilzunehmen. Aber immer waren Sie schon weg oder noch nicht da. Und so mußten Sie für mich das Mädchen aus der Fremde bleiben."

„Ich verstehe gar nicht, was Sie sagen. Aber wenigstens sind sie wieder, wie Sie damals waren. Nicht so ..., so ..."

„Wie denn?"

„So furchtbar liebenswürdig, so ballfreundlich, so komplimentierisch. Eben nicht so, wie Sie waren. Nicht so, wie im Schwanen beim Tanzen." Dem Pfarrer ging ein Licht auf.

„Fräulein Jorinde, kennen Sie den Vornamen des Herrn Zumbrunn?"

„Natürlich. Ulrich heißt er. Das hat er mir gut viermal eingeschärft."

„So löst sich das Rätsel. Lieber Zumbrunn, sagen nun auch Sie Ihren Vornamen."

„Ich heiße Andreas. Ulrich und ich sind Zwillingsbrüder." Jos Augen spiegelten ihre Verblüfftheit.

„Zwillingsbrüder? Das ist ja furchtbar." Pfarrer Koller und der Wanderer lachten.

„Warum denn furchtbar? Zwillingsbrüder gibt's in der Welt genug."

„Darum ist es furchtbar, weil ich mit einem Menschen gesprochen habe, von dem ich glaubte, er sei es, und dann war er es gar nicht", sagte Jo. „Das ist ja gespenstisch. Und was ich von Ihnen glaubte, habe ich dem andern gesagt. Und was ich ihn fragte, galt Ihnen. Das ist ja, als sei einer tot und wieder auferstanden und man wisse es nicht."

„So schlimm ist das nicht, Fräulein Jorinde", sagte der Pfarrer. „Und die Hauptsache ist, daß Sie es nun wissen und sich gewiß nicht mehr irren werden."

„Ach, vielleicht doch. Die zwei sehen sich zu ähnlich, und dabei haben sie beinahe dieselben Stimmen. Nur manchmal schien mir ... Sind Sie musikalisch, Herr Zumbrunn?"

„Ja", sagte Andreas, „so viel, als mir möglich ist. Ich liebe die Musik."

„Und ist dieser Ulrich musikalisch?"

„Auch er." Jo schüttelte den Kopf.

„Ich dachte, ich hätte es gefunden. Ich dachte, Sie seien ein Freund der Musik und der andere nicht, und dieser Unterschied sei es, den ich auf Ihren Gesichtern sah. Also beide musikalisch. Und was spielen Sie? Cello?"

„Ja Cello. Und Ulrich Klavier."

„Das freut mich. Das ist recht, daß Sie Cello spielen und der Zwilling Klavier, und nicht umgekehrt. Cello hat ein Herz, aber das Klavier hat Tasten. Es hat etwas so Gefräßiges mit den vielen Zähnen."

„Sehr scheinen Sie das Klavier nicht zu lieben?"

„Lieben? ich kann's nicht leiden. Daran ist mein Lehrer schuld. Er hat mir einmal das Heft um die Ohren geschlagen, und seit zehn Jahren habe ich spielen müssen, und zu meinem letzten Geburtstag wünschte ich mir, daß ich aufhören dürfe."

„Durften Sie?"

„Ja, natürlich. Papa hat nur geseufzt und gesagt: Aus dem Geld könnte ich mir einen Fiat kaufen. Ich sagte, eigentlich müßte er mir noch Schmerzensgeld draufzahlen. Jetzt spiele ich nie mehr, außer mit Mama vierhändig: Die weiße Dame. Die hatte so etwas Gruseliges, und darum habe ich sie ganz gern gespielt."

„Haben Sie schon einen Künstler Klavier spielen hören?"

„Nein. Ich hatte genug an meinem Lehrer. Vielleicht, wenn Sie Klavier spielten und Herr Ulrich Cello, könnte ich mich zum Klavier bekennen. So aber nicht." Der Pfarrer, Zumbrunn und Anna-Maria lachten wieder.

„Nun weiß ich wenigstens Ihren Namen, FräuleinSteffen."

„Wie konnten Sie mich finden, wenn Sie meinen Namen nicht wußten?"

„Ich schrieb jedesmal: An die Märchenerzählerin, und bekam auch jedesmal eine Antwort, nur jedesmal zu spät. Vorgestern wollte ich Sie hören, wurde aber abgehalten."

„Oh, ich danke Ihnen vielmals für die Rosen", sagte nun Jo. „Ich habe mich so darüber gefreut."

„Sie glaubten aber, sie seien von Herrn Ulrich", sagte Pfarrer Koller.

„Das ist wahr. Aber ich dachte: Die Rosen kommen vom Wanderer, und habe recht behalten. Von dem Herrm Zumbrunn, wie er mir auf der Straße erschienen ist. Ich bin froh, daß ich nun weiß, daß der Mensch, von dem ich glaubte, es sei ein einziger, doppelt ist. So ist ja nun alles im reinen." Wiederum lachten die Herren. „Es war mir ein Rätsel, und Rätsel habe ich immer lösen müssen, eher hatte ich keine Ruhe. Jetzt sind Sie aber der Wanderer, und Herr Ulrich ist der Fabrikant."

„Ich bin auch Fabrikant. Wir betreiben die Fabrik gemeinsam."

„Ich stelle mir die Sachen immer anders vor, als sie sind", sagte Jorinde nachdenklich. „Ein Cello und ein Fabrikant, geht denn das zusammen? Ich sei romantisch, sagt der Aelteste."

„Es geht. Sie werden sehen. Ich bin auf alle Fälle froh, daß ich Sie wieder gefunden habe. Unser Gang auf der Landstraße war wie ein Lied, von dem man nur den ersten Vers gesungen und kennt ..." Anna-Maria kam, klatschte in die Hände und bat zu Tisch. Andreas wurde freundlich gebeten, mitzuhalten.

Fortsetzung folgt.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

1. Kapitel

Es war am 24. April, zwölf Minuten vor elf. Tag und Stunde haben sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingeprägt. In jenem Augenblick begann eine lange Reihe von merkwürdigen Geschehnissen, die mich wie ein toller Wirbel erfaßten und in unvorhergesehene Abenteuer stürzten.

Ich heiße Eberhard Weindal. Noch vor zwei Jahren war ich ein berühmter Artist. Ich bin in den größten Zirkussen und Varietés der Welt aufgetreten, und man zahlte mir außerordentliche Gagen. Schon als Knabe verblüffte ich meine Erzieher und meine Kameraden durch meine Schießkunst.

Das Ende des Krieges fand mich an der Front. Ich kehrte heim und versuchte mich in mannigfachen Berufen. Mit viel Ausdauer und wenig Glück. Mein letzter Chef war mein ehemaliger Kompagniekommandant. Als er sich gezwungen sah, mich zu entlassen, meinte er: „Weindal, Sie können eben nur schießen!"

Seine Abschiedsworte wurden mir zum Wegweiser. Unter dem verrückten Namen: Buffalo Bellini begann ich meine Laufbahn als Kunstschütze in einem kleinen Wanderzirkus. Hier entdeckte mich eines Tages ein geschäftstüchtiger Varietéagent.

Nun rissen die Direktoren sich nach mir. Ich bereiste ungefähr achtmal die Erde. Vor zwei Jahren passierte mir, dem berühmten Kunstschützen, ein fast grotesker, doch in seiner Folge tragischer Unfall. Ich befand mich in Warschau und wurde von dem Grafen S., einem reichen Grundbesitzer, zur Treibjagd eingeladen. Durch eine Unvorsichtigkeit entlud sich meine Jagdflinte, und ich bekam die Schrotladung in meinen rechten Arm. Ein zunächst ziemlich banaler Unfall, der sich jedoch als äußerst folgenschwer herausstellte.